

Der Bilderstürmer

Ohne ihn wäre die Musik des 20. Jahrhunderts eine andere gewesen.

György Ligeti setzte den Hörgewohnheiten eine bezaubernde Gegenwelt entgegen. Jetzt wäre der Revolutionär von einst 100 geworden.

Von Tilman Urbach



Foto: Milan Wagner

Ein Ton, aber kein einzelner. Eher ein vielschichtiger. Gespielt von einem ganzen Orchester. Als lebender Klangorganismus. Als oszillierende Klangwand. Ein Riesenccluster, der sich intern aufzährt, schimmernde Farben evoziert. So entsteht aus diesem Ton ein dichtes Geflecht der sich umschlingenden Vielstimmigkeit. György Ligeti schrieb „Atmosphères“ 1961, als er Budapest verlassen hatte. Nach dem Ungarnaufstand sah er unter der kommunistischen Diktatur von Russlands Gnaden keine Möglichkeit mehr, seine Musik aufzuführen.

Und jetzt also – Musik als Befreiungsschlag. Als ästhetisches Statement. Denn „Atmosphères“ ist in seiner fast meditativen Anlage und lauernden Kraft eines immer wieder neu angesetzten Klangkontinuums aus unzählig wimmelnden Stimmen vor allem eine Absage an das strukturelle kompositorische Denken. Ein Nullpunkt also. „In dieser musikalischen Form,“ schrieb der Komponist denn auch im Programmheft der Donaueschinger Musiktage, „gibt es keine Ereignisse, sondern nur Zustände; keine Konturen und Gestalten, sondern nur den unbevölkerten, imaginären musikalischen Raum; und die Klangfarben, die eigentlichen Träger der Form, werden – von den musikalischen Gestalten gelöst – zu Eigenwerten.“

Mit „Atmosphères“ hatte Ligeti den mikropolyphonen Stil der sich zigfach überschneidenden Stimmen zwar nicht erfunden, aber doch bedeutend geprägt. Ist es ein Wunder, dass Meisterregisseur Stanley Kubrick das energisierende Stück sieben Jahre später in seinem SF-Epos „2001: Odyssee im Weltraum“ als Filmmusik verwendete? Ligeti erfuhr davon nur, weil er zufällig in Wien ins Kino ging.

Am Anfang dieser Komponistenkarriere stand der Übervater Bela Bartók. Und die ungarische Volksmusik, die der junge Ligeti in den siebenbürgischen Dörfern seiner Kindheit hört. Von dort bis in das Studio für elektronische Musik des WDR in Köln war es ein langer Weg. Hier erfährt Ligeti, der in Ungarn komplett von der westlichen Avantgarde abgeschnitten war, die Freiheit – nicht nur der Musik, sondern auch die des Denkens.

Ligeti hat sich als Synästhetiker bezeichnet. Er ließ sich von vielen, auch Außermusikalischem anregen. Von Alice im Wunderland etwa, den Marx Brothers, von den Slapstick-Tänzchen eines Charlie Chaplin oder von der Literatur; auch die engmaschigen Lineaturen auf manchen Bildern von Paul Klee inspirierten Ligeti in seinen mikropolyphonen Kompositionen. Dieses in Schräglage bringen, dieses Wollen des Unerwarteten, Humor inbegriffen, bleibt eine Konstante in Ligetis Werk. Da ist zum Beispiel sein „Requiem“ von 1965, eine Totenmesse, die nicht nur sein bisheriges Schaffen bündelt, sondern auch eine Verarbeitung der großen Werke dieser Gattung darstellt. Da dauert es nur ein paar Takte, bis eine ins Höchste gesteigerte Kopfstimme über dem sorgsam aufgebauten Anfang von Sängerinnen, Chor und Orchester schwebt. Als schrilles Störgeräusch. Einen Moment nur, aber doch lange genug, um den Hörer aus seiner Komfortzone zu bringen. „Wenn die Hörer richtig enttäuscht von einem Stück sind, also nicht das bekommen haben, was sie erwartet

haben“, so Ligeti frech über sein musikalisches Credo, „dann haben sie das bekommen, was ich erwartet habe und was ich möchte: nämlich die Enttäuschung zu komponieren.“

Aber Ligeti ist keineswegs ein Totalverweigerer, eher ein Bilderstürmer. Einer, der dem Herkömmlichen eine andere, neu zu erschließende Hörwelt entgegengesetzt, die mit allem Reichtum an Sinnlichkeit und Musikalität gesegnet ist. Dazu braucht Ligeti aber keineswegs immer die instrumentale Massierung. All das findet sich auch in seinen Streichquartetten. Vielleicht kann man hier seine Nähe zu Bartók am deutlichsten heraushören, im satten Melos etwa, im aufseufzenden Drama der aufschießenden Geigenbögen. Gerade ist eine schöne Einspielung des Quatuor Diotima erschienen: „Metamorphosis Ligeti“.

Schon im ersten Streichquartett (1953–54), ein irrer Tanz der Rhythmik, dem Ligeti im nächsten Moment eine Kantilene entgegenstellt, die schöner und einsamer kaum klingen kann, als hier vom Prim-Geiger Yun-Peng Zhao vorgestellt. Die Kantilene wandert anschließend in die Finger des Cellisten Piere Morlet. Das Quatuor Diotima reizt in der Einspielung der zwölf kleinteiligen „Metamorphoses nocturnes“ die dynamischen Fallhöhen krass aus. Zupackend und dann wieder in die Transzendenz hineinatmend – nicht ganz von dieser Welt. Deutlich nervöser präsentiert sich das 1968 schon im Westen komponierte 2. Streichquartett. Bis in die Unhörbarkeit senkt das Quatuor Diotima zeitweise die Lautstärke ab. Um dann wieder Presto furioso, brutale, tumultuoso (so eine Vortragsbezeichnung) weiter zu musizieren. Ganz so, als habe es Ligetis Beschreibung der eigenen Musik im Ohr: „Total zerhackte, exaltierte, übertriebene Bewegungen.“ Wahrlich eine Jahrhundertmusik! ■

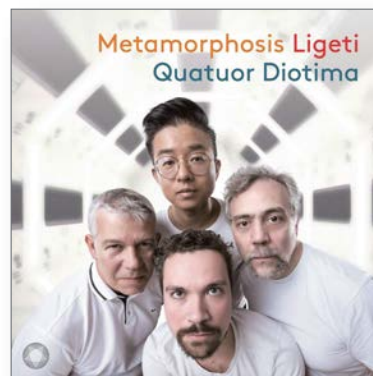
Hörtipps

The Ligeti Project (Lontano, Atmosphères, Cellokonzert u. a.): Pierre-Laurent Aimard, Berliner Philharmoniker, Siegfried Palm u. v. a. (1958–2003); Warner Classics (5 CDs)

Wien Modern (Lontano, Atmosphères); Wiener Philharmoniker, Claudio Abbado (1988); DG

György Ligeti Edition 1 (String Quartets and Duets): Arditti String Quartet (1994); Sony

Metamorphosis Ligeti. Quatuor Diotima (2022); Pentatone



FONO FORUM-Archiv

bit.ly/FF-Archiv-Ligeti-6-1988

bit.ly/FF-Archiv-Ligeti-6-2003

bit.ly/FF-Archiv-Ligeti-8-2006

Ligeti hat sich
als Synästhetiker
bezeichnet, er
ließ sich von
Außermusikali-
schem anregen